

Faulstich-Wieland, Hannelore

Sozialisation von Mädchen und Jungen - Zum Stand der Theorie

Diskurs 10 (2000) 2, S. 8-14



Quellenangabe/ Reference:

Faulstich-Wieland, Hannelore: Sozialisation von Mädchen und Jungen - Zum Stand der Theorie - In: Diskurs 10 (2000) 2, S. 8-14 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-60285 - DOI: 10.25656/01:6028

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-60285>

<https://doi.org/10.25656/01:6028>

in Kooperation mit / in cooperation with:



**Deutsches
Jugendinstitut**

www.dji.de/diskurs

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Thema

Geschlecht – Aktuelle Streitfragen und theoretische Positionen

Spektrum

- Zur Autonomieentwicklung von Kindern
in vorschulischen Erziehungskonzepten
- Jugendhilfe und Politik

Trends

- Das Informationszentrum Kindesmißhandlung/
Kindesvernachlässigung

Geschlecht – Aktuelle Streitfragen und theoretische Positionen

Andrea Abele-Brehm/Ursula Nissen
Doing Gender – von Kindheit an!

6

Hannelore Faulstich-Wieland
**Sozialisation von Mädchen und Jungen –
Zum Stand der Theorie**

8

Biologische und evolutionstheoretische Ansätze zur Erklärung »geschlechtsspezifischer Sozialisation« haben Konjunktur, müssen sich aber bei ihren Befunden zur Geschlechterentwicklung und -differenzierung den Vorwurf der »Unterkomplexität« gefallen lassen. Ihnen werden verschiedene theoretische Konzepte gegenübergestellt, die Geschlecht als dynamisches Konstrukt – als vergeschlechtlichtes Merkmal wie als vergeschlechtlichende Praxis zu interpretieren erlauben. Zudem werden im Rahmen des Modells hegemonialer Männlichkeit Fragen nach der praktischen Veränderbarkeit von Geschlechterverhältnissen behandelt.

Lotte Rose
**Die Geschlechterkategorie im Diskurs der Kinder-
und Jugendhilfe**

15

Kritische Überlegungen zu zentralen Argumentations-
mustern

Welche Vorstellungen von Jungen- und Mädchenwelten bestimmen den Mädchen- und Jungenarbeitsdiskurs? Wie »passend« sind diese Vorstellungen? Welche Fragwürdigkeiten produzieren sie theoretisch und praktisch? Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse und geschlechtsspezifischer Entnormierungen plädiert die Autorin dafür, herrschende Bilder von Mädchenbenachteiligung und Gleichheit qua Geschlecht grundsätzlich zu überprüfen.

Ruth Seifert
**Die Frau als Soldatin –
Ein neues geschlechterpolitisches Terrain**

21

Das Militär ist eines der wenigen gesellschaftlichen Felder, in dem noch eine nachholende Auseinandersetzung über die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen stattfindet – auch wenn in der politischen Öffentlichkeit nach dem EuGH-Urteil ein Widerstand gegen die Öffnung des Militärs für Frauen kaum noch auszumachen ist. An Argumenten gegen »Frau als Soldatin« wurden und werden bis heute vorwiegend das geschlechtsspezifische Arbeitsvermögen und ein männlicher Schutzinstinkt geltend gemacht. Der Beitrag analysiert diese Argumentationsfiguren und weist auf die strategische Bedeutung der Thematisierung des Verhältnisses von Frauen und Militär für die feministische, politische Diskussion hin.

Heiner Schäfer

Zum Umgang mit Kinderdelinquenz 30

Ein Blick auf präventive Ansätze in der Jugendhilfe

Auch wenn laut polizeilicher Kriminalstatistik bei über der Hälfte der Tatverdächtigen im Kindesalter wegen Ladendiebstahls ermittelt wird, erwecken die Medien zuweilen den Eindruck, als wüchsen in Deutschland »kleine Monster« heran. Gegen die öffentliche Kritik an der vermeintlichen Untätigkeit der Kinder- und Jugendhilfe weist der Autor auf innovative Ansätze im Umgang mit Kinderdelinquenz hin, die bislang nur wenig Beachtung gefunden haben.

Christian Büttner/Claude Chrétiennot/Pat Clayton

Zur Autonomieentwicklung von Kindern in vorschulischen Erziehungskonzepten 36

Ein deutsch-französisch-englischer Vergleich

Was ist maßgebend für eine gelingende Autonomieentwicklung bei Kindern? In einem Drei-Länder-Vergleich wird deutlich, daß Aussagen über eine Autonomie des Kindes ohne die jeweiligen sozialen Konstrukte von Kindheit nicht zu haben sind. Vorgestellt werden Ausschnitte einzelner Vorschulkonzepte aus den drei Ländern, wobei der Frage nachgegangen wird, ob und wie sich die unterschiedlichen Perspektiven bei der pädagogischen Ausgestaltung des Verhältnisses Kind/Erwachsener aufeinander beziehen lassen.

Ingo Richter

Jugendhilfe und Politik 43

Der Beitrag entwirft einen strukturellen Rahmen, in dem das politische System der Bundesrepublik positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien erhalten und schaffen kann. Im Mittelpunkt stehen Fragen zu einem neuen Generationenvertrag und den sich daraus ergebenden Leistungen der Gesellschaft für die junge Generation und der jungen Generation für die Gesellschaft. Die Möglichkeiten der Jugendhilfe, einen wirksamen Beitrag zur Sicherung und Verbesserung von Lebensverhältnissen junger Menschen zu leisten, beurteilt Ingo Richter gegenwärtig eher skeptisch.

Monika Schröttle

Das Informationszentrum Kindesmißhandlung/ Kindesvernachlässigung (IKK)

Informationsvermittlung und Vernetzung von Praxisansätzen als neues Aufgabenfeld zwischen Praxisforschung und -begleitung

51

Berichtet wird über die Anforderungen an praxisbegleitende Forschung und Vernetzung, wie sie sich einer zwischen Politik, Wissenschaft und Praxis vermittelnden Institution stellen.

54

Impressum

56



Hannelore Faulstich-Wieland

Sozialisation von Mädchen und Jungen – Zum Stand der Theorie

Hannelore Faulstich-Wieland,
geb. 1948, Dipl. Psych., Dr.
phil., seit 1997 Universitäts-
professorin für Erziehungswis-
senschaft unter besonderer
Berücksichtigung der Schul-
pädagogik – Schwerpunkt

Sozialisationsforschung – an der Universität Ham-
burg, vorher Universitätsprofessorin für Frauen-
forschung an der Westfälischen-Wilhelms-Universi-
tät Münster.

Neuere Buchveröffentlichungen:

Koedukation – enttäuschte Hoffnungen? Darm-
stadt 1991; (zus. mit Horstkemper, Marianne)
»Trennt uns bitte, bitte nicht!« Koedukation aus
Mädchen- und Jungensicht. Opladen 1995; Ge-
schlecht und Erziehung. Grundlagen des pädagogi-
schen Umgangs mit Mädchen und Jungen. Darm-
stadt 1995; (zus. mit Engler, Steffani) Ent-Dramati-
sierung der Differenzen – Studentinnen und Stu-
denten in den Technikwissenschaften. Bielefeld
1995; Individuum und Gesellschaft. Sozialisations-
theorien und Sozialisationsforschung. München
2000

Universität Hamburg, FB Erziehungswissenschaft
Von-Melle-Park 8, D-20146 Hamburg
E-Mail: Faulstich-Wieland@erzwiss.uni-hamburg.de

Biologische Ansätze zur Erklärung von »geschlechtsspe-
zifischer Sozialisation« erleben derzeit eine Renais-
sance. Ihrer Unterkomplexität wird ein Konzept entge-
gengesetzt, das »Sozialisation in alltäglicher Lebensfüh-
rung« begreift. In ihm sind Prozesse des Doing Gender
ebenso verankerbar wie Gender als Institution. Mit dem
Habitusbegriff wird Geschlecht sowohl als vergeschlecht-
lichtes Merkmal wie als vergeschlechtlichende Praxis
faßbar. Dabei dürfen Machtverhältnisse jedoch nicht au-
ßer Betracht bleiben. Vor allem in den Ansätzen der
hegemonialen Männlichkeit bzw. der männlichen Herr-
schaft lassen sich Bedingungen aufzeigen, die erklären,
wie die Sozialisation der Geschlechter sich vollzieht und
zugleich, wie Geschlechterverhältnisse veränderbar sind.

Mit dem Entstehen der Frauenforschung in den 70er
Jahren ist der Blick auf das Geschlecht zu einer neu-
en Selbstverständlichkeit geworden. Dabei wurde häufig
unterstellt, man müsse die »Geschlechtsspezifik« berück-
sichtigen – beispielsweise in den Angeboten der Kinder-
und Jugendarbeit oder im schulischen Unterricht. Differen-
zen zwischen den Geschlechtern wurden als natürlich un-
terstellt, und die Kritik bezog sich darauf, daß die »Beson-
derheiten« des weiblichen Geschlechts bisher im prakti-
schen Handeln übersehen, Mädchen und Frauen dadurch
benachteiligt wurden. Mit Angeboten »nur« für Mädchen
bzw. Frauen sollte diesem Mißstand abgeholfen werden.
In den Ausdifferenzierungen der Debatten wurde jedoch
deutlich, daß es vielfältige Unterschiede unter Mädchen
wie unter Frauen und – da man mittlerweile auch die Jun-
gen und Männer als eigene Gruppe entdeckt hatte – unter
Jungen und Männern gibt, die zu berücksichtigen seien.
Als »natürlich« blieb nur die Zweigeschlechtlichkeit als sol-
che, die Tatsache, daß wir es immer mit »weiblichen« oder
»männlichen« Menschen zu tun haben.

Die »geschlechtsspezifische« Sozialisation soll Antworten liefern auf die Frage, wie die Unterschiede zwischen den Geschlechtern zustande kommen, um daraus Konsequenzen für die praktische Arbeit ziehen zu können. »Geschlechtsspezifische Sozialisation« geriet als Konzept jedoch schon früh in die Kritik (vgl. Bilden 1991). Bettina Dausien nennt als Charakteristika des Konzepts, daß es Kausalbeziehungen zwischen »biologischem Geschlecht« und Verhalten von Mädchen und Jungen unterstellte, dichotomische Differenzierungen behauptete, eine Trennung von »innen« und »außen«, von Individuum und Gesellschaft festschrieb, deterministisch argumentierte und schließlich verkürzt den Blick nur auf die Prozesse der frühen Kindheit richtete (Dausien 1999). Teilweise wurden diese Kritikpunkte den Sozialisationstheorien generell angelastet, so daß man von einer Krise der Sozialisationsforschung sprach. Inzwischen gibt es aber neue theoretische Versuche, Geschlechterdifferenzen und ihre Produktion zu fassen. Ein solcher Versuch besteht in der erneuten Bezugnahme auf biologische Unterschiede und ihre Durchsetzung im Sozialisationsprozeß. Die Evolution hat sich – so dieser Ansatz – in die Gene eingeschrieben und bestimmt bis heute das Verhalten von Männern und Frauen. Einen wesentlich differenzierteren Ansatz bietet die Weiterentwicklung des sozialkognitiven Modells, das eine »triadic reciprocal causation« (Bussey/Bandura 1999, S. 684) von persönlichen Merkmalen, Verhaltensweisen und Umweltfaktoren annimmt, um Geschlechtersozialisation zu beschreiben. Schließlich gibt es eine Neubelebung der Sozialisationstheorie als Bezugnahme auf alltägliche Lebensführung. Die Herausbildung eines Habitus stellt die Verkörperung der sozialen Strukturen dar. In

einem solchen Konzept läßt sich dann fragen, wie der Habitus vergeschlechtlicht wird. »Doing gender« geht von der aktiven Herstellung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz aus. Allerdings basiert diese Herstellung auf einerseits biographisch erworbenen Selbstkategorisierungen und geschlechtlichen Identitäten, andererseits auf gesellschaftlichen Institutionalisierungen, die zusammen genommen verhindern, daß ein Geschlechterwechsel beliebig möglich wäre. Mit den Konzepten der hegemonialen Männlichkeit und der männlichen Herrschaft lassen sich Prozesse der Herstellung von Hierarchien in der Sozialisation verdeutlichen.

Neuentdeckung der Biologie

Die populärwissenschaftlich anspruchsvolleren Zeitschriften und Zeitungen wie *Spiegel*, *Focus*, *Woche*, *Psychologie heute* oder die *Süddeutsche* helfen bei der Vermarktung einer neuen Sozialisationstheorie: Judith Rich Harris verkündet die »Ohnmacht der Eltern« und stellt der »Erziehungshypothese«, nach der neben den Anlagen allein die Erziehung die Entwicklung der Kinder bestimme, die »Gruppensozialisationstheorie« entgegen, nach der Kinder sich selbst und vor allem sich gegenseitig sozialisierten. Harris erklärt in diesem Rahmen auch »geschlechtsspezifische« Sozialisation: Mädchen und Jungen schlossen sich in der mittleren Kindheit nach Geschlecht getrennt zu Gruppen zusammen und ihre Verhaltensnormen seien unterschiedlich – also würden sie auch unterschiedlich sozialisiert. Grundlage dafür seien nun allerdings nicht gesellschaftliche oder kulturelle Vorstellungen von Weib-

lichkeit oder Männlichkeit, sondern evolutionstheoretische Ursachen:

»In jeder uns bekannten Gesellschaft unterscheidet sich das Verhalten von Männern und Frauen – in den meisten Gesellschaften sogar viel mehr als in unserer. Und das Muster der Unterschiede gleicht sich auf der ganzen Welt. Männer findet man öfter in einflußreichen Machtpositionen. Frauen kümmern sich öfter um die Bedürfnisse anderer Menschen. Die Männer sind Jäger und Krieger, die Frauen sind Sammlerinnen und Ernährerinnen ... Ich halte es nicht für einen Zufall, daß die Menschen auf der ganzen Welt ähnliche Klischees für Männer und Frauen haben. ... In allen ... Ländern wurden Männer mit Adjektiven wie *aggressiv, aktiv, rücksichtslos, hart* assoziiert. Mit Frauen assoziierte man Adjektive wie *liebvoll, vorsichtig, sensibel und emotional*« (Harris 2000, S. 333 f.).

Zwar würden beide Geschlechter das für sie adäquate Verhalten in ihren jeweiligen Geschlechtergruppen lernen, indem sie sich zunächst als Mädchen oder Junge kategorisierten, dann die Gruppe der ihnen Ähnlichen bevorzugten und so sich gegenseitig verstärkten. Die Unterschiede selbst aber sind nach Harris' Meinung in der Biologie verankert – und deshalb auch universell und unaufhebbar: Bei Männern sei das Gruppendenken aufgrund der Evolution stärker ausgeprägt – sie wären schon immer größer, muskulöser und schneller als Frauen gewesen und hätten deshalb die Gruppe verteidigen müssen. Kriege gehörten notwendig zu den Männern (ebd., S. 344 ff.). Männliche Dominanz sei aus diesem Grund auch unvermeidlich, denn »wenn keine Jungen da sind, verhalten Mädchen sich nicht so mädchenhaft. Sind aber keine Mädchen da, verhalten Jungen sich immer noch jungenhaft, zumindest in mancher Hinsicht« (ebd., S. 349). Die abenteuerliche Schlußfolgerung lautet dann: »Die Natur ist effizient, aber sie ist nicht freundlich. Im Durchschnitt sind Frauen schwächer und weniger aggressiv als Männer, und in jeder menschlichen Gesellschaft – die edlen Jäger und Sammler bilden da keine Ausnahme – riskieren sie, verprügelt zu werden« (ebd., S. 356). Zwar ändere sich gesellschaftlich durchaus einiges und Frauen dürften heute auch Spiele spielen, die ihnen früher verwehrt waren. »Das Dumme ist nur, sie müssen sie immer noch nach männlichen Spielregeln spielen« (ebd.).

Wären es nur die populärwissenschaftlichen Verlage, die solchen Ansätzen große Aufmerksamkeit entgegen bringen, so könnte man gelassen damit umgehen. Die Renaissance von biologischen und evolutionstheoretischen Ansätzen erreicht jedoch auch die Wissenschaft: Mehrere erziehungswissenschaftliche Zeitschriften haben im letzten bzw. in diesem Jahr dem Thema einen oder mehrere Schwerpunkte gewidmet (z. B.: *Bildung und Erziehung* H. 3/1999; *Der pädagogische Blick* H. 4/1999; *Widersprüche* H. 71/1999; *Pädagogik* H. 1 bis H. 7/8/2000). Wenn man aber im Feld der Kinder- und Jugendarbeit nicht auf unterkomplexe Ansätze zurückgreifen will und mit diesen letztlich traditionelle Strukturen fortschreibt, dann muß man nach angemesseneren Theorien suchen, die er-

klären können, »wie Menschen in eine nach Geschlecht strukturierte Gesellschaft hineinwachsen und darin ihre je besondere Lebensgeschichte entwickeln« (Dausien 1999, S. 236).

Sozialkognitive Theorie der Geschlechterentwicklung

Kay Bussey und Albert Bandura (1999) haben im letzten Jahr in einem ausführlichen Aufsatz ihre sozialkognitive Theorie der Geschlechterentwicklung und -differenzierung vorgelegt. Ihr Anspruch besteht gerade darin, die o. g. Kritikpunkte an der »geschlechtsspezifischen Sozialisation« zu überwinden, d. h. einseitige disziplinäre Verkürzungen auf »innen« und »außen« zu vermeiden, die Art der Vermittlungsmodalitäten zu erfassen und Entwicklung als lebenslangen Prozeß zu begreifen. Grundannahmen des sozialkognitiven Ansatzes sind: die Fähigkeit des Menschen zu Symbolisierungen, um Umwelt zu verstehen und zu beeinflussen; die Fähigkeit zu beobachtendem Lernen, mit dem komplexe Lernprozesse möglich werden; schließlich selbstregulierende Fähigkeiten auf der Basis von Einschätzungen, Reflexionen und Kommunikationen. Die Geschlechterentwicklung und -differenzierung wird durch drei zentrale Formen der Einflußnahme und ihrer kognitiven Verarbeitung gewährleistet: durch Modelle (modeling), durch Handlungen und ihre Bewertungen sowie durch direkte Unterweisung.

Der Einfluß von Modellen ist von Geburt an zentral und spielt eine herausragende Rolle für beobachtende Lernprozesse. Modelle werden jedoch keineswegs einfach nachgeahmt, sondern ihre Wirkung hängt von kognitiven Fähigkeiten, von Motivationen, Emotionen und Werthaltungen ab. Geschlechtervorstellungen werden nicht einfach passiv aufgenommen, sondern Menschen »construct generic conceptions from the diversity of styles of conduct that are modeled, evaluatively prescribed and taught by different individuals or by even the same person for different activities in different contexts« (ebd., S. 689). Zu den Regulationsmechanismen, die an diesen Konstruktionsprozessen beteiligt sind, gehören neben Sanktionen vor allem »Selbstsanktionen« und Selbstwirksamkeitseinschätzungen. Babies können bereits im ersten Lebensjahr zwei Geschlechter unterscheiden, im zweiten Lebensjahr produzieren sie selbst geschlechtsbezogene Verhaltensweisen und bevorzugen Aktivitäten, die mit ihrem Geschlecht verbunden sind. Geschlechtersozialisation verläuft also gemäß der sozialkognitiven Theorie in der Weise, daß »through cognitive processing of direct and vicarious experiences, children come to categorize themselves as girls or boys, gain substantial knowledge of gender attributes and roles, and extract rules as to what types of behavior are considered appropriate for their gender« (ebd., S. 696).

Die Kenntnis der Geschlechterkonzeption ist allerdings keineswegs an ihre Wertschätzung und Übernahme gebunden – Kinder müssen sich nicht »geschlechtsrollen-

adäquat« verhalten oder es gut finden, ein Mädchen oder ein Junge zu sein. Hierin liegen denn auch die theoretischen Ansatzpunkte für Veränderungsmöglichkeiten.

Sozialisation in alltäglicher Lebensführung

Der sozialkognitive Ansatz hat durchaus viele Verbindungslinien zum Verständnis von Sozialisation als alltäglicher Lebensführung, das jedoch stärker auf gesellschaftliche und soziale Differenzierungen abzielt. Hier ist Geschlecht ein Merkmal, dessen Erwerb, Erhalt und Ausfüllung eingebettet ist in die Sozialisationsprozesse des Mitgliedwerdens allgemein. Entscheidend ist dabei, daß Menschen in konkrete regionale, soziale und historische Situationen hinein geboren werden (vgl. zur Nachzeichnung der Sozialisationstheorie Faulstich-Wieland 2000). Durch tätige Auseinandersetzung in kooperativer und kommunikativer Form, zunächst vor allem in der Kind-Erwachsenen-Beziehung, eignen sie sich die menschlichen Errungenschaften an. In diesem Prozeß sind Bedeutungsverallgemeinerungen als Erlernen des Gesellschaftlich-Kulturellen sowie »Unmittelbarkeitsüberschreitungen« (Holzkamp) als Ausweitung des Aktionsradius von der Mikrostruktur der unmittelbaren Familienbeziehungen auf die Meso-, Exo- und Makrostrukturen wesentliche Sozialisationserfahrungen. Die Transaktionalität (Dippelhofer-Stiem) von Erfahrungen auf allgemein »Gültiges« geschieht wesentlich über das Erlernen symbolischer Bedeutungen. Der soziale Raum (Bourdieu), in dem sich diese Prozesse vollziehen, läßt sich vor allem durch das vorhandene kulturelle und/oder ökonomische Kapital charakterisieren.

Vermittelt werden die Sozialisationsprozesse über den Lebensstil, die alltägliche Lebensführung: Das Aufwachsen ist eingebettet in die alltäglichen Geschäfte der »Familie«, d.h. der Angehörigen, die für Pflege, Unterkunft, Nahrung, Kommunikation usw. zuständig sind. Das neugeborene Baby registriert von Anfang an, in welcher Umwelt es sich befindet, und es gewöhnt sich an den normalen Tagesablauf. Die alltäglichen Routinen bestimmen die »doxa«, die Selbstverständlichkeiten, die vom Kind angeeignet und nicht hinterfragt werden – eben weil sie Selbstverständlichkeiten sind. Dies entspricht in etwa dem »modeling« bei Bussey/Bandura. Allerdings geschieht Aneignung oder beobachtendes Lernen auch in diesem Konzept keineswegs nur unbewußt, sondern wird über gezielte Lernprozesse vermittelt. Einerseits erlebt das Kind, was zu seiner Welt gehört, andererseits werden ihm Dinge gezeigt, beigebracht, erklärt, werden Verhaltenserwartungen geäußert, Ver- und Gebote ausgesprochen. Durch seine Aktivitäten erfährt das Kind zugleich seine Möglichkeiten der Einflußnahme auf seine Umwelt, erarbeitet sich Grenzen und gestaltet die konkreten Formen des Zusammenlebens mit.

Die alltägliche Lebensführung, die durch die Struktur des sozialen Raums gekennzeichnet ist und sich als

Lebensstil beschreiben läßt (vgl. Faulstich-Wieland 2000, Kapitel 4), manifestiert sich im einzelnen als Habitus – als Verkörperlichung wie als Vergeistigung der »doxa«. Je nach sozialer Lage, aber auch differenziert nach Geschlecht und Ethnie bringt der Prozeß der Sozialisation einen Habitus hervor, der die Individualität des Einzelnen erhält und zugleich seine Zugehörigkeit zur je spezifischen gesellschaftlichen Konstellation erkennbar macht. Was heißt das konkret für die Geschlechtersozialisation?

Doing Gender

Spätestens bei der Geburt wird der Mensch einem der beiden Geschlechter zugeordnet, wobei als Kriterium das Vorhandensein einer Vagina für die Zuordnung zum weiblichen Geschlecht, eines Penis für die Zuordnung zum männlichen Geschlecht genommen wird. Bestimmungen während der Schwangerschaft nutzen entweder über Ultraschall ebenfalls diese »Erkennungszeichen« – bei einer Fruchtwasserdiagnose dient die Chromosomenbestimmung der Einteilung in weiblich oder männlich. In der Regel sind diese Zuordnungen unproblematisch und leicht zu treffen. Mit ihnen beginnt der Sozialisationsprozeß, in dessen Verlauf das Mädchen bzw. der Junge sich aneignen muß, was diese Zuordnung bedeutet. Die dabei entstehende Verhaltenssicherheit befähigt sie, der Geschlechtszugehörigkeit Kontinuität zu verleihen, indem Mädchen bzw. Jungen sich in ihren Interaktionen jeweils wieder als Mädchen bzw. Jungen inszenieren und ihren Interaktionspartnerinnen und -partnern jeweils Gleich- oder Gegengeschlechtlichkeit zuschreiben. Dies ist mit dem Begriff »doing gender« gemeint, der darauf abhebt, daß Geschlecht »getan« werden muß, weil man es nicht einfach ein für alle mal »hat«. Erving Goffman spricht von einer »Identifikationsetikette« (Goffman 1994, S. 107), die zu unterschiedlichen Erwartungen, Erfahrungen und Anforderungen führt, denen gesellschaftliche Glaubensvorstellungen zu Grunde liegen. Dadurch entstehen »geschlechtsspezifische Subkulturen« (ebd., S. 109), die mit eben den adäquaten »geschlechtsklassenspezifischen« Verhaltensweisen verbunden sind. Ihre Produktion und Reproduktion nennt Goffman Genderism.

Diese Sichtweise ist deshalb für viele noch immer schwer nachvollziehbar, weil die hohe Relevanz, die der Geschlechtszugehörigkeit in den meisten Gesellschaften zukommt, diese zum Teil der »doxa« werden läßt, so daß sie uns »natürlich« erscheint. Tatsächlich aber wird diese Selbstverständlichkeit durch alltägliche Praktiken hergestellt, und diese lassen den Habitus zu einem vergeschlechtlichten werden. »Der geschlechtliche Habitus ist Basis von ›doing gender‹, garantiert als ›modus operandi‹ dessen Geordnetheit. Für das Individuum bedeutet das: Im Habitus hat es ein Geschlecht (›modus operatum‹), indem es ein Geschlecht ›tut‹ (›modus operandi‹). Insofern als dieses Tun nicht voluntaristisch beliebig ist, sondern im Rahmen des Habitus geschieht, ist Geschlecht – obwohl

dem Individuum als Merkmal zugeschrieben – keine individuelle Eigenschaft. Andererseits reproduziert sich der Habitus nur im Handeln, so daß Geschlecht nicht etwas dem Handeln der Akteure Externes ist« (Meuser 1998, S. 113). Nach der bei der Geburt erfolgten Zuordnung des Kindes zu einem Geschlecht erhält es einen Namen, der die Geschlechtszugehörigkeit eindeutig erkennbar machen muß. Die Eintragung dieses Namens in das Standesregister ist in Deutschland ein hoheitlicher Akt – dieser Vorname kann nicht einfach geändert werden. Der vergeschlechtlichende Vorname ist ein wesentliches Kriterium, das hilft, Interaktionen im System der Zweigeschlechtlichkeit zu verankern. Da aber natürlich nicht immer der Name einer Person bekannt ist, werden weitere Maßnahmen getroffen, die zur Sichtbarmachung der Geschlechtszugehörigkeit dienen: Solche sind Kleidung, Frisur und Schmuck, die helfen, das zugeordnete Geschlecht leichter oder schwerer erkennen zu können. Die in unserer Kultur gültigen Vorschriften – weibliche Babies tragen rosa Strampelanzüge, Mädchen tragen Kleider und lange Haare, größere dürfen auch Ohrringe und anderen Schmuck haben; männliche Babies werden hellblau gekleidet, Jungen tragen Hosen, kurze Haare und keinen Schmuck – haben sich zwar gelockert, sind aber in der Grundstruktur der Praktiken und Inszenierungen erhalten geblieben, zum Teil nur subtiler geworden. So finden sich mittlerweile auch unter den Jungen deutlich mehr, die Ohrringe, Ketten oder Ringe tragen, aber es sind nur z. T. ähnliche Schmuckstücke wie bei den Mädchen.

Welche Kleidung, welche Haartracht, ob und welcher Schmuck angemessen ist, hängt nicht allein vom Geschlecht ab, sondern auch vom sozialen Milieu, von den regionalen und ethnischen Gebräuchen. Die sozialen und kulturellen Differenzierungen bestimmen insgesamt über die Enge oder Weite der Verhaltensmöglichkeiten, die bei Mädchen bzw. bei Jungen gefördert, gewünscht und toleriert werden. Denn bereits weniger eindeutig als bei den äußeren Merkmalen, aber in unseren Geschlechtsvorstellungen als Stereotypen vorhanden und in empirischen Untersuchungen auch durchaus als »durchschnittliches Verhalten« nachweisbar, finden wir in den Interessen, den Einstellungen und den Verhaltensweisen durchaus solche, die als »weiblich« bzw. als »männlich« gelten.

Auch diese Verhaltensweisen gelten vielen als »natürlich«, was u. a. damit zusammenhängt, daß kleine Kinder ihre Identität als Mädchen bzw. als Junge noch weniger sicher verfügbar haben. Sie orientieren sich an deutlich rigideren Vorstellungen von »akzeptablem« Verhalten als Mädchen bzw. als Junge, praktizieren Differenzen eindeutig, weil sie die Zuordnung erleichtern. Von Eltern und ErzieherInnen wird dies dann leicht als Ausdruck des biologischen Unterschiedes wahrgenommen. Tatsächlich ist es aber eine Konstruktion von Geschlecht, bei der zum einen die »genderisms« gelernt werden, zum anderen der Unhintergebarkeit der Zweigeschlechtlichkeit Rechnung getragen wird – denn die Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter muß nicht notwendigerweise inhaltlich ge-

füllt werden, es genügt Geschlecht als Differenzierungskriterium an sich zu verwenden (vgl. Breidenstein/Kelle 1998).

Zeigt diese kurze Beschreibung der biographischen Verläufe, wie im Sozialisationsprozeß die Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter gelernt und die Geschlechterverhältnisse durch differenzierende Praktiken immer wieder hergestellt werden, so beinhaltet die Bezugnahme auf die gesellschaftlichen Normen doch auch den Verweis darauf, daß über die situative Konstruktion von Geschlecht in den Interaktionen institutionelle Aspekte eine wichtige Rolle spielen.

Gender als Institution

Bereits Erving Goffman hatte darauf aufmerksam gemacht, daß es situationsübergreifende Elemente sozialer Reproduktion gibt, die er als institutionelle Reflexivität (institutional reflexivity of social arrangements) bezeichnet. Gemeint sind damit die sozialen Arrangements, die als »normale Institutionen« akzeptiert werden und quasi »reflexhaft« ihre Normalität sowie die in sie eingehenden »Glaubensvorstellungen« immer wieder bestätigen.

Goffman verdeutlicht diese »Verfestigung unserer Geschlechtsrollenstereotypen und des vorherrschenden Arrangements der Geschlechter« (Goffman 1994, S. 139) an der geschlechtsklassenspezifischen Arbeitsteilung, an Geschwistern als Sozialisationsagenten, am Umgang mit getrennten Toiletten, an Aussehen und Arbeitsplatzvergabe sowie an unseren Identifikationssystemen (ebd., S. 128–139). Judith Lorber spricht von Gender als Institution, »die die Erwartungsmuster für Individuen bestimmt, die sozialen Prozesse des Alltagslebens regelt, in die wichtigsten Formen der sozialen Organisation einer Gesellschaft – also Wirtschaft, Ideologie, Familie und Politik – eingebunden und außerdem eine Größe an sich und für sich ist« (Lorber 1999, S. 41).

Rituale sind ein zentraler Mechanismus für solche vergeschlechtlichenden Institutionalisierungen, beispielsweise schaffen Heiratsrituale erst »Braut« und »Bräutigam« – einen Status, für den es bei Tieren kein Äquivalent gibt (ebd., S. 59). Auch die oben genannten Kleidungspraktiken oder die Namensgebung lassen sich als solche Institutionen begreifen. Lorber zählt eine Reihe von Komponenten von Gender als sozialer Institution auf, mit denen unterschiedliche Status, Prestige, Macht- und Einflußmöglichkeiten verbunden sind: Gender-Status in den Ausprägungen sozial anerkannten Ausdrucks (Verhalten, Gestik, Sprache, Gefühle, Physis); vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, vergeschlechtlichte Verwandtschaftsverhältnisse, vergeschlechtlichte sexuelle Skripte als Vorschriften über akzeptables sexuelles Verhalten, vergeschlechtlichte Persönlichkeiten, vergeschlechtlichte soziale Kontrolle; Gender-Ideologie, Gender-Metaphorik – vor allem in der Symbolsprache und der damit einhergehenden kulturellen Repräsentation von Gender.

Diesen institutionellen Komponenten entsprechen dann Komponenten, die beim Individuum zu finden sind, wie: Sex-Kategorie als zugewiesenes Geschlecht; Gender-Identität; vergeschlechtlicher Status in der Ehe und bei der Fortpflanzung; vergeschlechtlichte sexuelle Orientierung; vergeschlechtlichte Persönlichkeit; vergeschlechtlichte Prozesse; Gender-Überzeugungen und Gender-Darstellung (ebd., S. 76/77).

Im Sozialisationsprozeß setzen sich die Einzelnen mit den Vorschriften der Gesellschaft auseinander, die zum Teil als alltägliche Lebensführung zur »doxa«, zur Selbstverständlichkeit gehören und zum Teil vom einzelnen aktiv als Identifikations- oder Abgrenzungsvorstellungen für sich selbst entwickelt werden. Diese Identifikations- oder Abgrenzungsvorstellungen bestimmen die je individuelle Biographie. Sie sind es auch, die zur Veränderung der Geschlechtervorstellungen beitragen können, während die »doxa« auf Bewahrung bezogen bleibt.

Hegemoniale Männlichkeit, männliche Herrschaft und symbolische Revolution

Die bisherigen Kategorien erlauben, Prozesse der Geschlechtersozialisation als individuelle Entwicklung zu fassen wie auch als gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse durchsichtig zu machen. Robert W. Connell spricht von »hegemonialer Männlichkeit« und veranschaulicht damit, was bisher unter Patriarchat verstanden wurde und sich in der noch weitgehend gültigen Höherbewertung des »Männlichen« in der Geschlechterhierarchie zeigt. Dabei unterstellt er nicht, es gäbe nur eine Form von Männlichkeit – vielmehr sind auch unter Jungen und Männern vielfältige Differenzierungen zu finden. Allerdings stehen diese anderen Formen gleichwohl in Relation zu den herrschenden Männlichkeitsvorstellungen und verfügen im »Raum der Geschlechtervorstellungen« über weniger Kapital zur Realisierung ihres Lebensstils.

Pierre Bourdieu hat eine Analyse männlicher Herrschaft vorgelegt, deren zentrale Erkenntnis besagt: »Hinreichend abgesichert, bedarf die männliche Herrschaft keiner Rechtfertigung: Es genügt, wenn sie sich in Praktiken und Diskursen niederschlägt, die das Sein im Modus der Evidenz aussprechen und so daran mitwirken, daß es dem Sagen entspricht« (Bourdieu 1997a, S. 158). Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Gedichte oder auch graphische Darstellungen im Schmuck, auf Stoffen usw. sind geeignete Gegenstände für eine Analyse der Praktiken und Diskurse, die männliche Herrschaft symbolisieren. Auch die Struktur des Raumes, die Aufteilung des Hauses, die Einteilung der Zeit, des Tages oder des Jahres sind nicht nur Ausdruck technischer Regelungen, sondern immer auch ritueller. Bourdieu nennt die Konsequenz dieser Verbindung eine »Nötigung durch Systematizität«, die durch eine quasi natürliche Bestätigung die Bedeutungen verdoppeln und verstärken. Mit dem Sprichwort »Mädchen, die pfeifen und Hähnen, die krähen, sollte man beizeiten

die Häse umdrehen« wird drastisch eingefordert, daß Mädchen und Frauen nicht laut und unüberhörbar auf sich aufmerksam machen sollen. Auch die Rede von »harten« und »weichen« Wissenschaften ist eine solche Form der Vergeschlechtlichung, die mit dazu beiträgt, Frauen aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich heraus zu halten.

Die Körpervorstellungen passen sich solchen Bildern ebenfalls an: Abgehärtet, durchtrainiert, »gestählt« sind normalerweise nur Männerkörper, Mädchen und Frauen sind grazil, anmutig oder schön. Turnen z. B. als extrem anstrengender Sport von jungen Mädchen darf diese Anstrengung nicht sichtbar werden lassen. Körper sind deshalb keine »natürlichen« Präsentationen von Geschlecht, sondern sie sind immer schon gesellschaftlich geformte und damit »politisierte Körper« (Bourdieu 1997a, S. 186). Bourdieu betont in seiner Analyse, daß die Einkörperung von Geschlecht als Herrschaftsbeziehung beide Geschlechter zur Mitwirkung – zur Komplizenschaft – bringt. Machtbeziehungen werden durch das »Erkennen« der Geschlechter gerade »verkannt«, weil sie mit Emotionen und nicht mit Bewußtseinsakten verbunden sind. »An der Geschlechterherrschaft läßt sich ... besser als in jedem anderen Fall zeigen, daß *symbolische Gewalt sich durch einen Akt des Erkennens und des Verkennens erfüllt, der jenseits oder unterhalb der Kontrolle von Bewußtsein und Willen liegt*, im Dunkel der Schemata des Habitus, die

gleichzeitig vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend sind« (Bourdieu 1997b, S. 96). Bedeutet dies zum einen, daß Mädchen und Frauen in ihre eigene Unterdrückung verstrickt sind, so heißt es zum anderen, daß auch Jungen und Männer von ihrer Herrschaft beherrscht werden.

»Mann zu sein heißt, von vornherein in die Position eingesetzt zu sein, die Befugnisse und Privilegien impliziert, aber auch Pflichten, und alle Verpflichtungen, die die Männlichkeit als Adel mit sich bringt« (Bourdieu 1997a, S. 188). Dies entspricht der Hegemonie bei Connell.

Bourdieu's Analyse – und vor allem seine Beispiele – basieren wesentlich auf der Beobachtung der kabyllischen Gesellschaft. Insofern stellt sich die Frage, ob seine so gewonnenen Erkenntnisse überhaupt auf unsere heutige mitteleuropäische Gesellschaft anwendbar sind. In einer Fußnote schreibt er dazu: »Es versteht sich von selbst, daß diese Darstellung ... einem Stand der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern entspricht, der in vielen Punkten überwunden ist. ... In der Übergangssituation überlebt der hier beschriebene archaische Zustand freilich weithin in den Praktiken und den unbewußten Dispositionen« (Bourdieu 1997a, S. 204). In seiner Berkeley-Rede bezeichnet er denn auch seine Analyse als Modell, das als »Detektor« dienen könne, »um unendlich *kleine Spuren androzentrischer Weltsicht zu lokalisieren* und deren verstreute aber allgegenwärtige Fragmente zu versammeln« (Bourdieu 1997b, S. 98). Und daß wir solche massenweise auch bei uns finden können, steht wohl außer Zweifel. Die Analyse der heutigen Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen in Europa bietet ein Feld für solch differenzierte Betrachtungen, wenn z. B. Verhütung, Schwangerschaft, Auszug oder Verbleiben in der Familie, Erwerbsarbeit usw. auf die Spuren von Geschlechterhierarchien hin untersucht werden. So kann auch Jugendarbeit sich nicht mehr umstandslos auf Geschlechterdifferenzen beziehen, denn Ungleichheiten vermitteln sich heute eben vor allem subtil, während die Gleichheit der Geschlechter weithin einvernehmlich unterstellt wird. Das Militär ist eines der wenigen Felder, in dem die Auseinandersetzung über die Teilhabe von Frauen noch nicht völlig stillgelegt ist. Hier lassen sich an den rivalisierenden Argumenten besonders deutlich die vorherrschenden Formen von »genderism« aufzeigen (vgl. dazu den Beitrag von Ruth Seifert in diesem Heft).

Die Frage bleibt, wie Veränderungen zu fassen sind. Bourdieu geht davon aus, daß eine »symbolische Revolution« notwendig wäre – d. h. nicht nur eine Veränderung der Ordnung der Dinge, der materiellen Strukturen, sondern auch ein mentaler Umbruch, »eine Transformation der Kategorien der Wahrnehmung, die uns dazu bringen, daß wir bei der Perpetuierung der bestehenden Gesellschaftsordnung mitspielen« (ebd.). Eine Entkoppelung von Mathematik und Naturwissenschaften mit »hart« und damit mit »männlich« wäre ein Schritt in diese Richtung. Insofern läßt sich seine Analyse der männlichen Herrschaft verstehen als eine Anregung – z. B. nach den vielen alltäglichen Spuren der Konstruktion von Geschlecht zu suchen,

die den Sozialisationsprozeß zu einem vergeschlechtlichenden werden lassen. Ihr Herausholen aus der »doxa« bietet dann auch Ansatzpunkte für praktisches Handeln und eine Veränderung von Geschlechterverhältnissen.

Literatur

- Bilden, Helga:** Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Horrelmann, Klaus/Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim 1991, S. 279–301
- Bourdieu, Pierre:** Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main 1997a, S. 153–217
- Bourdieu, Pierre:** Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien 15, 1997b, 2, S. 88–99
- Breidenstein, Georg/Kelle, Helga:** Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. Weinheim 1998
- Bussey, Kay/Bandura, Albert:** Social cognitive theory of gender development and differentiation. In: Psychological Review 106, 1999, 4, S. 676–713
- Connell, Robert W.:** Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen 1999
- Dausien, Bettina:** »Geschlechtsspezifische Sozialisation« – Konstruktiv(istisch)e Ideen zu Karriere und Kritik eines Konzepts. In: Dausien, Bettina (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Opladen 1999, S. 216–246
- Faulstich-Wieland, Hannelore:** Individuum und Gesellschaft. Sozialisationstheorien und Sozialisationsforschung. München 2000
- Goffman, Erving:** Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/Main 1994
- Harris, Judith Rich:** Ist Erziehung sinnlos? Die Ohnmacht der Eltern. Reinbek 2000
- Lorber, Judith:** Gender-Paradoxien. Opladen 1999
- Meuser, Michael:** Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen 1998